

Choreografie zum Abschied

Ein Trauertänzer hilft, den Verlust zu verarbeiten.

Knöll, „es hilft, zu akzeptieren, dass der Mensch, den man kannte, nicht mehr da ist.“ Dann wurde sie abgeholt.

Als der Grabstein gesetzt und die Einfassung fertig war, flog der Witwer in die USA, fuhr 7000 Meilen in vier Wochen, „ganz in meinem Rhythmus“, sagt er, wohnte in billigen Hotels, hielt einfach an, wenn ihn etwas interessierte, mit seiner Frau hätte er nie so reisen können. Aber er hat unterwegs viel mit ihr geredet.

Nach der Reise erfüllte er sich einen Traum, über das Internet kaufte er sich einen alten US-Straßenkreuzer, „sie gönnt mir das jetzt bestimmt, es nimmt ihr ja nichts mehr weg“. Eine Weile hat er sich der Torschlusspanik ergeben, schnell wieder eine Frau zu finden, hat sich bei Parship an- und nach merkwürdigen Begegnungen wieder abgemeldet. Ab und zu geht er nun zum Speed-Dating, „das finde ich lustiger“.

Sein Tag muss Struktur haben. 5.30 Uhr aufstehen, Haushalt, Garten, Golf, Fitness, das alte Auto, Theater, Konzert. Er lernt Russisch. Kinder- und Jugendpsychologie interessiert ihn. Und er schützt sich einstweilen vor negativen Einflüssen – getreu dem Motto von Marc Aurel, wonach die Seele „auf die Dauer die Farbe der Gedanken“ annimmt. „Ich schaue keine Fernsehnachrichten und habe mir für fünf Euro ein Liebesfilm-Abo gekauft.“ Der Professor lacht, das hätte er vorher nicht von sich gedacht. Seine Kinder besucht er abwechselnd, seit kurzem lädt er wieder Freunde zum Essen ein.

„Eigentlich geht es mir gut“, sagt Knöll. Dann zitiert er aus dem Blog, den seine Frau in ihrem letzten Lebensjahr geschrieben hat. „Ich gehe durchs Leben mit unsichtbaren Begleitern. Huckepack trage ich eine große Müdigkeit mit mir herum. Wie eine Stoffpuppe ziehe ich beständig eine Traurigkeit mit, selbst – oder gerade – in den allerschönsten Momenten.“

Der Friedhof liegt fünf Minuten zu Fuß hinter dem Haus. Es ist ihm wichtig zu betonen, „dass sie nun dort wohnt und ich hier“, dass sein Leben und die Erinnerung an die Tote klar getrennt sind. Er geht „sie besuchen“. Unter dem ausladenden Blätterdach einer alten Kastanie sitzt er auf einer Bank und redet mit ihr. „Es klingt verrückt“, sagt er, „aber das tut mir gut.“

Es tut ihm gut, zu wissen, dass er alles getan hat, was er tun konnte. „Ich bin ihr nichts schuldig geblieben – und mir auch nicht.“

DER PFARRER PREDIGT, die Angehörigen singen und lesen aus der Bibel, dann stimmt der Chorleiter einen Marien-Hymnus an, und der Organist begleitet ihn. So beginnt an diesem Samstagabend in der 800 Jahre alten Kölner Basilika St. Maria in Lyskirchen ein traditionelles katholisches Sechswochenamt. Etwa 50 Angehörige und Freunde sind gekommen, um mit einigem Abstand ihrer Toten noch einmal zu gedenken.

Da schreitet ein Mann in weißer Hose und langärmeligem T-Shirt ins Halbrund des Mittelschiffes, wo die Angehörigen sitzen, und beginnt zu tanzen. Er schwingt die Arme in sanften Kreisen über dem Kopf, beugt den Oberkörper zur Musik, streicht mit der Hand über den Boden, hebt sich auf die nackten Zehenspitzen. Fast scheint er vornüber zu fallen, aber er fängt sich, schwebeliegt durchmisst er den Kirchenraum. Etwa fünf Minuten dauert die Vorstellung, dann hebt der Tänzer die Arme und weist mit dem rechten Zeigefinger aufwärts,

wo blau-graue Fresken das Deckengewölbe der romanischen Kirche schmücken.

Der Mann in Weiß ist ein Trauertänzer. Er heißt Felix Grützner und wird zu Beisetzungen oder zu Trauerfeiern eingeladen, weil Angehörige oft noch einen anderen Ausdruck als das gesprochene Wort für ihren Schmerz suchen. „Das Tanzen schafft einen Raum für Emotionen“, sagt Grützner, im Hauptberuf wissenschaftlicher Mitarbeiter am Lehrstuhl für Palliativmedizin an der Universität Bonn. Oft fühlten sich Hinterbliebene allein, hilflos mit ihrem Leid. Körpersprache und Bewegung könnten „Dinge, die uns innerlich bewegen wie Festhalten, Loslassen, Zärtlichkeit, Verzweiflung für andere erfahrbar machen“.



Die Tochter wollte mit dem Tanz zum Sechswochenamt einen Wunsch ihrer verstorbenen Mutter erfüllen. „Das Tanzen war Ausdruck ihrer unerfüllten Sehnsucht nach Freiheit und Entäußerung“, erklärt sie. Für Familie und Freunde wurden so noch einmal Bilder und Erinnerungen heraufbeschworen.

„Wie radikal der Tod ist“, sagt Pfarrer Matthias Schnegg, „das haben die Angehörigen erfahren.“ Er hat den Tanz sogar an Ostern und an Pfingsten schon in seine Predigten integriert. „So etwas darf natürlich nicht wie ein Gag oder ein Event daher kommen“, sagt Schnegg, „es muss sich ganz selbstver-

ständiglich aus der Gemeinde heraus entwickeln und in die Liturgie einfügen.“ Manchmal tanzt Felix Grützner in der Stille, sonst wählt er Bach, Händel oder gregorianische Gesänge. Meist aber improvisiert er mit Harfen-, Saxophon- oder Klaviermusik. „Ich tanze praktisch, seit ich laufen kann“, sagt der promovierte Kunsthistoriker mit Ballett- und Tanzausbildung. Mit freien Kompanien führt er zeitgenössische Choreografien auf. „Unsere Körpersprache ist immer da, sie ist weder katholisch noch evangelisch oder sonst wie konfessionell gebunden.“ Im Tanz könne man „Ungesagtes und Unsagbares“ ausdrücken.

Wenngleich der Anlass Trauer ist, nennt sich Grützner lieber „Lebenstänzer“: „Ich gehe vom Leben der Verstorbenen aus.“

BETTINA MUSALL